

Verlag und Schriftleitung: Wiesbaden, Bahnhofstraße 33. Annahmestellen der Anzeigen: Wiesbaden, Bahnhofstraße 33 und Langgasse 21. Fernsprecher: Sammelnummer 59931. Postcheck-Konto Nr. 1870 Frankfurt am Main. Bankkonto: Nassauische Landesbank, Wiesbaden.

AMTICHE TAGESZEITUNG DER NSDAP. FÜR DIE KREISE WIESBADEN UND UNTERTAUNUS

Bezugspreis: monatlich RM. 2.—, auswärts 33 Rpf. Trägerlohn, durch die Post RM. 2.— (einschl. 20 Rpf. Postzusatzgebühr) zuzügl. 36 Rpf. Bestellgeld. Bestellungen beim Verlag, bei jedem Postamt u. den Annahmestellen. Erscheinungsweise: täglich (außer an Sonn- und Feiertagen).

Blick in Roosevelts Lügenwerkstatt

Die in Washington verkündete Rassenfreiheit nichts als ein plumper Agitationsschwindel

Kz. Die U.S.-Amerikaner sind von einem Missionsstempel befallen. Sie sprechen gern von dem 20. Jahrhundert als dem Jahrhundert der Freiheit und glücken, der Welt den Fortschritt und einen Saft voll Freiheit bringen zu müssen. In Wahrheit ist das alles nur Agitationstrik, mit dem sie im ersten Weltkrieg die besten Erfahrungen gemacht haben. Damals verkündeten sie die 14 Punkte Wilsons, die geradezu von Humanität triefen. Was sich dahinter verbarg, haben wir Deutsche am eigenen Leibe erleben müssen. Eine Erfahrung, die für Generationen genügt. In den Freiheiten, auf die die Pankees besonders stolz sind, gehört in erster Linie die Rassenfreiheit, die unbedingte Gleichachtung, wie Roosevelt sich ausdrückte, „aller, die Menschenantlitz tragen“. Man könnte annehmen, wenn man den Völkermord und das Rassenchaos betrachtet, worauf sich die U.S.A. aufbauen, daß hier ein Funke Ehrlichkeit mit im Spiel wäre. Aber auch die Rassenfreiheit entpuppt sich sehr schnell als eine plumpe Agitationstrik. Man will sie im Weissen Haus natürlich überhaupt nur auf die Juden beschränken wissen, die zweifellos ihrem Strohmann Roosevelt diese These abgerungen haben. Borerst sollen wir einmal durch Bombenterror von dem nationalsozialistischen „Rassismus“ geheilt werden. Später will man uns dann „Lehrer und Erzieher“ schicken, die uns zu „besseren“ Grundrissen hinführen sollen. Man verschweigt aber wohlweislich, daß es auch in den U.S.A. eine Judenfrage gibt und daß die Schilber „Hier werden Juden nicht bedient“, die man nach 1933 in jedem anständigen deutschen Geschäft sehen konnte, in den Vereinigten Staaten nicht gerade selten sind. Wenn ein amerikanischer Hausbesitzer auf den Gedanken käme, einen Juden in sein Haus aufzunehmen, dann dürfte er eher sein, daß sämtliche anderen Mieter den nächsten Räumungstermin wahrnehmen würden, um ihm die Wohnung zur Verfügung zu stellen. Ein Hotel, das Juden beherbergt, wäre ruiniert. Jede „amitie, die etwas auf sich hält, lehnt den Umgang mit Juden ab. Nur im Staat, in der Wirtschaft, überhaupt im öffentlichen Leben, wo die Hebräer längst die Macht an sich gerissen haben, können sie herrschen. Menschlich sind sie verneint und verachtet. Roosevelt aber verkündet der Welt, daß er für die unbedingte Gleichachtung „aller, die Menschenantlitz tragen“, Krieg führt. Der alte Humanitätsschwindel, mit dem die Gangsterclique in Washington die Sympathien der Welt zu gewinnen suchte.

Noch deutlicher wird die amerikanische Rassenlüge, wenn man die Regerfrage anschnit. Kürzlich wurde die Welt durch die blutigen Unruhen in Detroit auf dieses, den Männern im Weissen Haus so peinliche Problem aufmerksam gemacht. Selbst die englische Zeitschrift „News Statesman and Nation“ konnte die billige Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Reger in den U.S.A. nicht besser als die Juden in Deutschland behandelt würden. Einen gelben Stern brauchen sie natürlich nicht zu tragen, da sie ja durch ihre Hautfarbe gekennzeichnet seien. Hier wird die Verleumdung der von Roosevelt verkündeten Freiheit von „rassen Vorurteilen“ besonders deutlich. Im Kriege braucht man die Reger als Rüstungsarbeiter und als Soldaten. Man schickt sie uns in den „Algerien Expeditionen“ herüber als Boten des amerikanischen Jahrhunderts, die deutsche Dome und Kulturstätten in Trümmer legen. Menschlich aber will man von ihnen noch viel weniger als von den Juden wissen. Genau wie bei der Berliner Olympiade. Damals ließen sich die U.S.A. von Regern die Goldenen Medaillen holen, sahen aber voll Verachtung auf die schwarzen Sportler herab. Heute liegen die Dinge nicht anders. In Reiden und Rundgebungen schmeichelt man den Regern, wenn aber die schwarzen Soldaten ein Vokal beizutreten, in dem sich weiße Amerikaner befinden, werden sie hinausgeprügelt. Wenn Regeroffiziere,

wie die Regerzeitung „Pittsburg Courier“ mitteilt, eine Dienstreise unternehmen und etwa im Speisewagen Platz nehmen wollen, werden sie zurückgewiesen. In Petersburg, im Staate Virginia, verweigerte man durchfahrenden schwarzen Soldaten im Bahnhofrestaurant sogar ein Glas Wasser. Es ist ihnen verboten, den Dienstbus in den Freizeiten zu tragen, weil sie unter ihm Waffen verbergen könnten, die sie außerhalb des Dienstes nicht tragen dürfen. Die Regerzeitung „Afro-American“ veröffentlicht unzählige Fälle moderner Sklaverei, um die sich die Folge nicht kummert. In einem Fall wird ein Reger, der tagsüber in der Farm arbeiten muß, jede Nacht in einem Hühnerstall angekertert wie ein Hund. Das ist die Rassenfreiheit, die Roosevelt der Welt verkündet, mit der er auch unter den farbigen Völkern Anhang zu gewinnen versucht.

Es handelt sich bei den Regern aber nicht etwa um eine kleine Minderheit. Jeder sechste U.S.-Amerikaner stammt aus dem schwarzen Kontinent. Im Staate Mississippi und in Louisiana beträgt die Regerbevölkerung über 50 v.H. In South Carolina 40—50 v.H. in New Orleans, den Staaten Florida, Alabama, Georgia, North Carolina, Virginia und Arkansas 25 bis 40 v.H. Ein Zehntel der U.S.A.-Bevölkerung lebt also unter entwürdigenden Umständen. Man sollte denken, daß man in Washington andere Sorgen hätte, als der Welt hundertlei Freiheiten zu verkünden, als von dem Anbruch des amerikanischen Jahrhunderts zu sprechen. Man sollte erst einmal Ordnung im eigenen Hause schaffen. Aber alle diese amerikanischen Freiheitsparolen sind ja nichts als Agitationstrik, mit denen man die Weltöffentlichkeit umgarnen und die Kampfmoral der Gegner untergraben möchte. Wer einmal, wie das deutsche Volk, auf die 14 Punkte Wilsons hereinfiel, ist für alle Zeiten geblieben. An dem prallen die Vagen wirkungslos ab. Nicht Freiheits- und Humanitätstheorien lennenzeichnen das Denken und die Gefühle der verurteilten amerikanischen Minorität. Ihr wahres Wesen spricht einzig und allein aus den rauchenden Trümmern europäischer Kulturstätten, die unter den Bomben amerikanischer Flieger in Schutt und Asche fielen. Roosevelt wird nicht als Humanitätsapostel, sondern als ein Gangster von Großformat in die Geschichte eingehen.

Wie die Regerzeitung „Pittsburg Courier“ mitteilt, eine Dienstreise unternehmen und etwa im Speisewagen Platz nehmen wollen, werden sie zurückgewiesen. In Petersburg, im Staate Virginia, verweigerte man durchfahrenden schwarzen Soldaten im Bahnhofrestaurant sogar ein Glas Wasser. Es ist ihnen verboten, den Dienstbus in den Freizeiten zu tragen, weil sie unter ihm Waffen verbergen könnten, die sie außerhalb des Dienstes nicht tragen dürfen. Die Regerzeitung „Afro-American“ veröffentlicht unzählige Fälle moderner Sklaverei, um die sich die Folge nicht kummert. In einem Fall wird ein Reger, der tagsüber in der Farm arbeiten muß, jede Nacht in einem Hühnerstall angekertert wie ein Hund. Das ist die Rassenfreiheit, die Roosevelt der Welt verkündet, mit der er auch unter den farbigen Völkern Anhang zu gewinnen versucht.

Es handelt sich bei den Regern aber nicht etwa um eine kleine Minderheit. Jeder sechste U.S.-Amerikaner stammt aus dem schwarzen Kontinent. Im Staate Mississippi und in Louisiana beträgt die Regerbevölkerung über 50 v.H. In South Carolina 40—50 v.H. in New Orleans, den Staaten Florida, Alabama, Georgia, North Carolina, Virginia und Arkansas 25 bis 40 v.H. Ein Zehntel der U.S.A.-Bevölkerung lebt also unter entwürdigenden Umständen. Man sollte denken, daß man in Washington andere Sorgen hätte, als der Welt hundertlei Freiheiten zu verkünden, als von dem Anbruch des amerikanischen Jahrhunderts zu sprechen. Man sollte erst einmal Ordnung im eigenen Hause schaffen. Aber alle diese amerikanischen Freiheitsparolen sind ja nichts als Agitationstrik, mit denen man die Weltöffentlichkeit umgarnen und die Kampfmoral der Gegner untergraben möchte. Wer einmal, wie das deutsche Volk, auf die 14 Punkte Wilsons hereinfiel, ist für alle Zeiten geblieben. An dem prallen die Vagen wirkungslos ab. Nicht Freiheits- und Humanitätstheorien lennenzeichnen das Denken und die Gefühle der verurteilten amerikanischen Minorität. Ihr wahres Wesen spricht einzig und allein aus den rauchenden Trümmern europäischer Kulturstätten, die unter den Bomben amerikanischer Flieger in Schutt und Asche fielen. Roosevelt wird nicht als Humanitätsapostel, sondern als ein Gangster von Großformat in die Geschichte eingehen.

Wandlungen in der Roten Armee

Von Major Dr. J. Schäfer

Zahlreich sind die tief- und weitreichenden Wandlungen, denen die sowjetische Armee im Verlaufe des Jahres aus verschiedenen Ursachen unterworfen worden ist. Die schweren Niederlagen im Jahre 1941, die starken Einbußen an Menschen und Material sowie die großen Gebietsverluste erzwangen Not- und Gewaltmaßnahmen aller Art, die einen Zusammenbruch verhinderten. Zugleich erhielt durch die Ereignisse der geistige Umanwandlungsprozess neuen Antrieb. Revolutionäre Tendenzen in der Roten Armee wurden mehr zurückgedrängt und in verstärktem Maße die soldatische Tradition und die Erinnerung an die frühere Geschichte des Landes geweckt und gepflegt. Selten hat eine Revolution so mit der Vergangenheit gebrochen wie die bolschewistische. Aber auch sie hat sich gesungen, nach vielen Irrungen und Experimenten auf allen Gebieten — z. B. auch in der Geschichtsschreibung — wieder einen gewissen geistigen Anknüpfen an vergangene Zeiten zu suchen, um so wichtige Kräfte, die in der Erinnerung und im Bewußtsein des Volkes schlummern, zu mobilisieren.

Wie weit es sich bei der „patriotischen“ Propaganda der Sowjets und der betrieblichen Pflege historischer Erinnerungen um Maßnahmen handelt, die von den bolschewistischen Machthabern aus Törnungs- oder Zweckmäßigkeitsgründen für den Augenblick und für die nächste Zeit getroffen werden, mag in dieser Betrachtung dahingestellt bleiben. Die Tatsachen sind gegeben und nicht ohne Wirkung. Sie dienen neben dem Terror dazu, das Volk zum weiteren Einmarsch in und hinter der Front anzufeuern und zu jedem Opfer zu bewegen. Die bolschewistische Führung, die bedenkenlos nach der Rücksichtloskeitspunkt vertritt, ist — nur vorübergehend und zum Schein — bereit, in ihrem Existenzkampf auf einen Teil ihrer Ideologien zu verzichten und dem schwer mitgenommenen Volke sogar andere Ziele zu zeigen, wenn sie sich davon Erfolg verspricht. Sie zwängt alle Kräfte des Landes in den Kampf. Gleichzeitig bemüht sie sich, in Auswertung der Kriegserfahrungen, ihre militärischen Führungsgrundsätze zu ändern und der jeweiligen Lage anzupassen. So haben die vielen Wandlungen in der Roten Armee während der vergangenen zwei Jahre materielle, geistige, politische-propagandistische, ideologische und psychologische Ursachen, die vielfach ineinander übergehen und in einem inneren Kausalzusammenhang stehen.

Die Bolschewiken hatten die Bedeutung des Motors für die Kriegführung frühzeitig erkannt und bemerkt, daß bei der mit allen Mitteln betriebenen Ausnutzung auf den Ausbau der motorisierten Waffen und des Kraftfahrzeugwesens größtes Wert gelegt. Auch die Erfahrungen im Polen- und Westfeldzug suchten sie sich noch schnell zunutze zu machen. Sie traten mit einer stattlichen Anzahl von Flugzeugen, Panzern, motorisierten Batterien, Traktoren, die sie zum Teil der hart mechanisierten Kolchoswirtschaft entnehmen konnten, und von motorisierten Fahrzeugen aller Art in den Krieg ein. Da ihre Verluste in den ersten Wochen und vor allem in den großen Kesselschlachten des Jahres 1941 sehr bedeutend waren, fehlten sie alles in Bewegung, um die verlorenen und materiellen Einbußen wieder wettzumachen. Bei der Aufstellung und Auslösung ihres Waffen-Produktionsprogramms wurde Wert darauf gelegt, an erster Stelle Flugzeuge, Panzer, Artillerie und Selbstgeschütze wieder in größerer Anzahl an die Front zu bringen. Neue Flugzeugtypen entstanden, die Erzeugung nahm zu und wurde durch englische und amerikanische Lieferungen ergänzt. Da einige gute Panzertypen vorhanden waren, besonders der T-34 (26 Tonnen), konnte die Serienproduktion in den großen, weiter südwärts gelegenen Panzerwerken ohne Umstellungen erhöht werden. Mit ganz besonderem Nachdruck betrieb man die Wiederherstellung der Artillerie.

Der Erfolg der blutigen Verluste und der vielen Gefangenen machte dem Gegner bedeutende Schwierigkeiten, zumal ein großer Teil der Bevölkerung ihrem Nachbereich entzogen ist. Er hat schon sehr früh auf die jüngeren und älteren Abtrünnigen zurückgegriffen. Wiederholt ist festgestellt worden, daß er in gepackten Wagen Mannschaften an die Front warf, die gar keine oder nur geringe Ausbildung genossen hatten; in besonders kritischen Wochen spielten oft aus dem Fernen Osten stützende herangezogene Divisionen eine entscheidende Rolle. Aus den

31 Schiffe und 10000 Mann verloren

Neuer Landungsversuch auf Neu-Georgien von den Japanern abgewiesen

Tosia, 16. Juli. Japanische Streitkräfte auf Neu-Georgien wiesen am Mittwoch einen Landungsversuch amerikanischer Truppen zurück, die ursprünglich von Munda landen wollten. Dabei wurden 20 Landungsboote vernichtet und die restlichen Feindkräfte zum Rückzug gezwungen. Eine weitere Gruppe amerikanischer Angreifer, die an anderer Stelle zu landen versuchte, wurde gleichfalls zurückgewiesen.

Der Gegner verlor morgens gegen 1 Uhr unter dem Schutze von künstlichem Nebel mit etwa 70 großen Landungsbooten das Ufer zu erreichen. Die Hälfte der Boote war mit Truppen, andere mit Kriegsmaterialien beladen. Der Landungsversuch war jedoch rechtzeitig erkannt worden, so daß die Amerikaner von einem heftigen Feuer der japanischen Küstenverteidigung empfangen wurden. Noch bevor sie zur Landung schreiten konnten, hatten sie bereits 20 Boote verloren. Daraufhin haben sie ihre weiteren Landungsversuche an dieser Stelle auf und zogen sich zurück. Die Amerikaner hätten bei dieser Operation über tausend Mann verloren haben.

Zusammenfassend berichten Augenzeugen, daß sich der Verlust des Gegners seit seinem ersten Landungsversuch auf der Insel Rendova am 30. Juni auf insgesamt 31 Schiffe aller Art, zahlreiche Landungsboote, über 200 Flugzeuge und schätzungsweise etwa 10000 Mann beläuft.

Breite 1500 Kilometer mißt, in seinen Besitz belagert. Ein Zehntel dieses Raumes konnten die U.S.-Amerikaner im Laufe eines Jahres zurückgewinnen. Ein Tempo, das an sich schon in London und Washington als viel zu schleppend empfunden wird, das sich aber noch weit mehr verlangsamte bzw. zum Stillstand kommen muß, weil die Japaner ihre Position immer stärker ausbauen. Neben dem See- und Luftkrieg, der außerst intensiv geführt wird, hat sich ein regelrechter Vandalenkrieg entwickelt, der auf die Truppen beider Parteien allerschwerste Anfordrungen stellt. Der härteste Gegner ist nicht der Feind, sondern die Unruhen des Klimas. Malaria und Dysenterie reihen furchtbare Vöden. Japaner und Amerikaner suchen möglichst schnell das Dschungelgebiet zu überwinden, um das höher gelegene, gesündere Gelände zu erreichen. Die Pankees setzen starke Maschinen ein, legen den Urwald um und brennen ihn nieder, um auf diese Weise luftige Richtungen zu schaffen. Die Japaner dagegen sind meisterhafte Dschungelfrieger und nutzen seine Möglichkeiten durch Kleinkrieg, für Ueberfälle auf Geschützstellungen der Amerikaner, auf Flugplätze usw. aus. Aber auch sie leiden sehr unter der feuchten Schwüle, in der alles verschimmelt und jede Nahrung in kurzer Zeit ungenießbar wird. Die Kleidung zerfällt am Körper, das Schuhzeug verfaßt. Die Frühe sind nur noch unförmige Klumpen zerfressenen und geschwollenen Fleisches. Aber ohne Rücksicht auf alle die menschlichen Leiden geht der Kampf auf den Salomonen und Neu-Guinea mit unverminderter Heftigkeit weiter, ein Kampf, der den Amerikanern sehr viel Menschen und Material, vor allem Tonnage, kostet, ohne daß er ihnen einen bleibenden Erfolg bringen wird.

Papier nicht wert sein, auf dem sie verzeichnet wurden. Im Unterhaus wurde diese Debatte geführt, weil einige unvorsichtige Abgeordnete fürchteten, daß die Bestimmungen der Atlantik-Charta Englands Stellung bei der Gestaltung des künftigen Friedens allzu sehr beeinträchtigen könnten. Tatsächlich enthält sie auch die Atlantik-Charta die Klausel, daß England und die U.S.A. keinerlei Verhandlungen ihres Gebietes vornehmen werden und daß keinerlei territoriale Veränderungen erfolgen sollen, ohne Zustimmung der Betroffenen; eine Klausel, auf die sich der London so unbequeme Herr Churchill mehrfach berufen zu haben scheint. Die Antwort, die Churchill diesem besorgten Abgeordneten erteilte, war in jeder Hinsicht eine echt Churchillische. „Wir haben wirklich schon schlimmere Sorgen durchgemacht, als das“, war keine Antwort, womit er die ganzen Bestimmungen als Lappalie kennzeichnet, als einen Seidenfaden, über den so robuste Naturen, wie Herr Churchill, bestimmt nicht stolpern. In Moskau wird man diese Worte mit Genugtuung zur Kenntnis nehmen, denn sie bedeuten, daß England nicht mehr an seine Versprechungen und Garantien glaubt, sondern bereit ist, die kleinen Länder dem Bolschewismus vollkommen auszuliefern. Churchill liegt im übrigen auch keinen Zweifel daran, daß gar kein Anlaß sei, sich irgendwie eingehender mit der Atlantik-Charta zu befassen. Er stellt nämlich fest, daß die Atlantik-Charta kein Vertrag ist, der der Ratifizierung oder irgend einer geistlichen Zustimmung bedarf. Es handele sich um nichts anderes, als um die Festlegung gewisser Gesichtspunkte und Grundsätze. Ueberlegt man diesen parlamentarischen Ausdruck in normales Deutsch, so heißt das, daß die Atlantik-Charta irgend eine praktische Bedeutung nicht zukommt. Sie ist das, als was wir sie immer gekennzeichnet haben, nämlich als ein anglo-amerikanischer Bluff, Humbug und Schwindel.

Diese Enthüllungen runden freilich nur das Bild der anglo-amerikanischen Methoden ab. Wo man auch hinblickt, überall verfahren London und Washington nach der gleichen Weise. Was hat man beispielsweise den Franzosen alles versprochen, denen man eine Kolonie nach der anderen, zuletzt jeht Martinique raubte und gegen die die anglo-amerikanischen Luftgänger ihre Terrorangriffe richteten. Während Herr Churchill und Herr Roosevelt zum französischen Nationalfeiertag heuchlerisch ihre Sympathie bekundeten, griffen gleichzeitig amerikanische Bombengeschwader den Raum von Paris an. Dreimal, so schreibt der „Petit Parisien“, hat Roosevelt gelogen. „Im Jahre 1939 erklärte er uns, ihr müßt Hitler niederlagern, dann wird euch die nordamerikanische Demokratie mit ihren Reichthümern zur Verfügung stehen. Am 8. November 1942 sagte Roosevelt, die Völkergegner würden Frankreichs Kolonialreichtum vorläufig beibehalten, um es vor der deutschen und italienischen „Bedrohung“ zu schützen. Am 14. Juli 1943 schließlich behauptet Roosevelt, ein Freund des französischen Volkes zu sein. Wieviel teurer bezahltes französisches Blut hat Herr Roosevelt doch unseren Landsleuten gekostet! Und was haben wir dafür gewonnen, so fragt das Blatt schließlich.

Angriffe auf Sizilien abgeschlagen

Rom, 15. Juli. Der italienische Wehrmachtbericht vom Donnerstag hat folgenden Wortlaut:

Das Hauptquartier der Wehrmacht gibt bekannt: Auf Sizilien wird der Druck des Feindes von den Truppen der Wehrmacht beherrscht. Hartnäckige, mit harter Panzerunterstützung durchgeführte Angriffe wurden abgewiesen. In der Ebene von Catania wurden feindliche Fallschirmjägertruppen sofort vernichtet. In den Kämpfen dieser Tage zeichneten sich das 10. Bersaglieri-Regiment, die 207. Küstendivision und die deutsche Division Hermann Göring aus.

An der Schlacht, die heftig und erbittert weitergeht, beteiligten sich in ununterbrochenem hartem Einsatz die Flieger der Wehrmacht und besonders unsere schweren Torpedoflugzeuge, die gestern vier weitere Dampfer mit insgesamt 27000 BRT versenkten und einen schweren Kreuzer, sowie zwei mittelgroße Handelsdampfer beschädigt haben.

Ziele zur See und auf Land wurden ebenfalls wirkungsvoll von unseren und deutschen Kampfflugzeugen angegriffen.

Deutsche Jäger schossen über Sizilien fünf Spitfire ab. Zwei weitere Flugzeuge wurden von deutschen Minenwerfern ins Meer abgeschossen.

Feindliche Verbände führten Einfälle auf Palermo, Messina, sowie auf Reapel und Umgebung durch, die beträchtliche Gebäudeschäden anrichteten und Opfer unter der Zivilbevölkerung forderten. Von den Abwehrbatterien wurden sechs viermotorige Flugzeuge in Messina und eines in Reapel vernichtet.

Im Mittelmeer wurde ein Zerstörer von einem unserer Motorbootboote versenkt.

rückwärtigen Diensten sind frühzeitig die frontfähigen Kräfte von weniger brauchbarem Ersatz abgelöst worden. Die weibliche Arbeitsdienstpflicht machte zahlreiche Rüstungsarbeiter für die Front frei; auf Grund der weiblichen Wehrdienstpflicht befindet sich auch eine große Anzahl von Frauen im Wehrdienst. Zunächst waren sie überwiegend als Sanitätserinnen tätig. Dann wurde ihr Einsatzfeld immer weiter ausgedehnt. Frauen und Mädchen sind jetzt als Bodenpersonal bei der Luftwaffe, bei Artillerie- und Schmelzwerkstätten, als Schreiber, Köche, Kraftfahrer usw., besonders in den rückwärtigen Diensten, eingesetzt. Schon im Jahre 1941 wurden einige in England und Amerika als „Sniper“ (Scharfschützen) ausgebildet. Mädchen als Offiziere der Luftwaffe und des Heeres, die sich im Einsatz bewährt haben, erfreuen sich einer großen, aus propagandistischen Gründen von allen amtlichen Stellen geförderter Popularität. Seit geraumer Zeit werden immer wieder Frauen in der Front angetroffen. Erst vor kurzem wurde ein Spähtrupp zersprengt, der aus 15 mit Gewehren bewaffneten Frauen in ziviler Männerkleidung bestand. Im Spionagedienst finden sie besonders gern Verwendung; zu diesem Zweck gehen sie durch die Front oder werden durch Flugzeuge hinter unsere Linien gebracht.

Aus allen diesen Maßnahmen geht hervor, daß der Gegner große Schwierigkeiten zu überwinden hat, um das Problem des personellen Einlasses in und hinter der Front sowie in der Rüstungsindustrie und in der Wirtschaft zu lösen. Er muß zu mancherlei Ueberbrückungsmaßnahmen greifen und kann schon lange nicht mehr aus dem vollen schöpfen.

Andere wichtige Veränderungen in der Roten Armee lassen erkennen, wie neben der Pflege der revolutionären Ueberlieferung in der verfeinerten Weise versucht wird, an ältere Traditionen anzuknüpfen, wobei man bisweilen tief in die russische Vergangenheit zurückgeht. Auch eine Revolutionsarmee kommt nicht allein mit der Berufung auf ihre Geschichte und ihre Symbole aus. Dafür ist eine alte soldatische Tradition zu tief im Volk verwurzelt und birgt Werte in sich, die eine bedeutende Kraftquelle darstellen können. Aus dieser Erkenntnis heraus ist man schon früher in der bolschewistischen Armee bestrebt gewesen, wieder an geschichtliche Traditionen anzuknüpfen. Diese Tendenzen wurden u. a. besonders von Marschall Timoschenko gefördert.

In der Roten Armee genießen seit geraumer Zeit die militärischen Orden gegenüber den politischen einen eindeutigen Vorrang. Die Schaffung solcher Orden und ihre Bezeichnung mit klingenden Namen von Männern aus der russischen Geschichte zeigen deutlich die Bemühungen, den Geist solcher Gezeiten zu beschwören. So wurde ein Orden nach Alexander Newski genannt, der als Führer von Nowgorod und späterer Großfürst von Wladimir im Jahre 1242 den Deutschen Orden auf dem Eis des Peipus-Sees besiegte. Zwei weitere, im Juni vorigen Jahres geschaffene Orden tragen die Namen von Suvorow und Kutusow.

Die sowjetische Führung hält es aber nicht nur für richtig und angemessen, die Erinnerung an frühere Heerführer wieder in verstärkter Weise wachzurufen und zu pflegen, sondern auch auf Einrichtungen und Gepflogenheiten der zaristischen Armee zurückzugreifen, die man leiserweise abgeschafft und worin man besonders „revolutionäre Errungenschaften“ gesehen hatte. Seit kurzem (durch Verfügung vom 6. Januar 1943) sind die Schulterstücke und Schulterklappen mit Rangabzeichen wieder in der Roten Armee eingeführt und damit gewisse Änderungen der Uniformen vorgenommen worden. Die Schulterstücke auf den Uniformen für Garnisondienst hat man sogar recht farbenfroh gestaltet. Aus Gefangenenaussagen geht hervor, daß manche Parteimitglieder Bedenken gegen die Wiedereinführung der „zaristischen“ Schulterstücke äußerten, die man doch in der Revolution mit so großem Stolz abgeschafft habe. Aber die propagandistische Wirkung im Heer und in der Öffentlichkeit ist den Machthabern heute wichtiger als „revolutionäre Tradition“.

Auch die im Oktober vorigen Jahres verfügte Abschaffung der Einrichtung der Kriegskommissare muß man mindestens bis zu einem gewissen Grade im Rahmen ihrer Entwicklung sehen. Zwar wurde damals von Moskau aus u. a. erklärt, die Kommandeure und die Truppen seien in ihrer bolschewistischen Auffassung so gefestigt, daß sich die Kommissare erübrigten. Zugleich wurde jedoch in dem Erlass von der „Herstellung der einheitlichen Befehlsgewalt“ gesprochen und andererseits die Einrichtung der Vertreter der Kommandeure für politische Angelegenheiten geschaffen. Die für die sowjetische Armee bedeutungsvolle Maßnahme verfolgte neben der Herstellung der einheitlichen militärischen Befehlsgewalt zugleich das Ziel, dem durch die erheblichen Verluste eingetretenen großen Mangel an Kommandeuren zu steuern, indem einzelne militärisch vorgebildete Kommissare zu Kommandeuren ernannt wurden. Praktisch hat sich jedoch an der Ueberwachung der Komman-



Von „Tiger“ zusammengeschossener brennender Sowjetpanzer

„T 34“, die Enttäuschung der Sowjets

40 bolschewistische Panzerbrigaden rollen nicht mehr gegen unsere Linien

DNB. . . . 16. Juli. (Bk.) Der DNR-Bericht meldete am 14. Juli den Abbruch von 400 Sowjetpanzern. 400 Panzer, das bedeutet etwa acht bolschewistische Panzerbrigaden. Vier von ihnen wurden gestern im Südbereich des Kampfgebietes, die übrigen gestern und vorgestern in unserem Nordabschnitt außer Gefecht gesetzt. Damit sind nun durch deutsche panzerbrechende Waffen mehr als 2000 Panzer im Verlauf von zehn Tagen abgeschossen worden, d. h. 40 sowjetische Panzerbrigaden rollen nicht mehr gegen die deutschen Linien.

Die Hoffnung der Sowjets war und ist der umfunktionierte T 34. Dieser „T 34“ war, als er im Winter 1941/42 auftraf, eine äußerst gefährliche Waffe. Unsere Front konnte ihm nur eine bedingte Abwehr entgegenstellen. Die deutsche Rüstungsindustrie hat in der Zwischenzeit Abwehr- und Angriffswaffen geschaffen, die dem „T 34“ keine Ueberlegenheit mehr gegenüber haben. Daraufhin haben die Sowjets den „T 34“ in aller Heimlichkeit umfunktionierte. Der Stahlkoloss trägt nun eine gegossene Panzerhaube. Auch die gesamte Panzerhaube ist verstärkt. Dieser neue „T 34“ sollte jetzt die Ueberwindung der Offensiv sein. Die Ueberwindung aber kam drüben beim Gegner. Zweitausend Abgeschossene sind nicht wegzuleugern.

Zweifelloso haben die Bolschewisten in den vergangenen Monaten an Kampf und Kampfführung dazugelernt. Sie wissen nun zu manövrieren. Sie verstehen es, große Truppenteile über Nacht auf motorisierten Transporten zu verschieben und am Morgen anderswo in die Brennpunkte der Schlacht zu werfen. Ihre Kampfführung und Taktik ist beweglicher geworden. Aber sie ist der deutschen nicht gewachsen. Unsere Aufklärung aller Art hat jede Feindbewegung im Auge. Unsere Führung weiß jeder Schwerpunktbildung auf der Gegenseite zu begegnen. Und wenn die Sowjets glauben, diesmal mit Gewalt erzwingen zu können, was ihnen früher nicht gelang, so wird ihnen unsere Führung beweisen, daß wir durchaus imstande sind, dieser Gewalt eine noch größere entgegenzusetzen. Unsere Flieger, unsere überlegenen Panzer, unsere Sturmgeschütze, unsere Panzerjäger sind denen drüben überlegen. Unsere Grenadiere sind an Tapferkeit, an Mut und Kampferfahrung mit keinem anderen Soldaten der Welt zu vergleichen. Im Weltkampf der Rüstungen hat sich auch hier die Ueberlegenheit des

deutscher durch die politischen Kommissare nichts geändert, da sie nach wie vor mit Offiziersdienstgrad als politische Mitarbeiter den Kommandeuren unterstellt sind. Während des zweijährigen Krieges traten auch in den höchsten Etagen der militärischen Führung sehr bemerkenswerte Veränderungen ein. Die zunächst im Nordbergland stehenden Marschälle Woroschilow, Timoschenko und Budjennin sind aus der ersten Linie verschwunden. Seit dem Winter 1941/42 ist der jetzige Marschall Schukow besonders hervorgetreten. Stalin selbst hat sich im März dieses Jahres zum Marschall der Sowjetunion ernennen lassen. Der bisherige Chef des Generalstabes, Marschall Schaposhnikow, ist, wie bemerkt, durch den jüngeren Marschall Bagilewitsch ersetzt worden. Eine Anzahl jüngerer Generale — aus der sogenannten Sowjetintelligenz — ist zu Armeeführern aufgerückt.

deutschen Arbeiters erwiesen. Um ein Beispiel anzuführen: Das neue schnell schießende Maschinengewehr ist nach Auslagen vieler Gefangener der Schrecken der Bolschewiken. Von ihm erzählen sie, daß es blutig ganze Kornfelder niedermäht.

Wenn auch noch immer die Materialschlacht tobt, entscheidend ist nicht die Masse und die Unmenge der Panzer — entscheidend ist allein der Soldat, der sie beherrscht. Er bewegt die Masse, er dirigiert die Geschütze, er gewinnt endlich den Boden, auf den es ankommt. Aus dieser Umwälzung von Einzelheiten, die besonders in ihrer Vielfalt nicht mehr genannt werden können, jammert sich das ganze Bild der Schlacht als ein Heldenlied des deutschen Kämpfers. Er hält auch heute, in dieser Nacht zum 15. Juli, da wir fern in der Mitte der Ostfront diesen Bericht schreiben, die Front. Durch ihn steht der Sieg auf der Seite seines überlegenen Geistes und seines tapferen Herzens.

Kriegsberichterstatter Cornelius Pfeiffer

Schwerer Aderlaß der Bolschewisten

Seit dem 5. Juli wurden 2800 Panzer und 1600 Flugzeuge vernichtet

Berlin, 16. Juli. (Funkmeldung.) Im Kampfraum Bjalgorod haben sich die Bolschewiken am 14. Juli durch ihre schweren Verluste an den Vortagen gezwungen, ihre Gegenangriffe gegen die tiefen Fronten des weit nach Norden vorgedrungenen deutschen Angriffsteils vorübergehend einzustellen. Auch die gegen die Nordspitze des Kells geführten Gegenstöße waren kraftlos als an den Vortagen. In Fortsetzung des eigenen, von der Luftwaffe unterstützten Angriffs gelang es einer Panzerdivision, trotz Erschwerung der Kampfbedingungen durch heftige Gewitterregen, starke Teile eines sowjetischen mechanischen Korps nach Nordosten zurückzuwerfen. Hunderte Gefangene und beträchtliche Beute an Waffen und Gerät fielen dabei in unsere Hand. Weitere Vorstöße dienten der Verbreiterung unseres Angriffsteils nach Westen. Dabei wurden, wie schon am 11. Juli, starke Kräfte des Gegners von unseren Panzerartillerie in die Länge genommen und zertrümmert.

Bei der Durchsicherung der jüngsten Angriffsbewegungen mußten unsere Truppen verschiedentlich ihre Stützpunktionen ändern, um starke Riegelstellungen des Feindes unter möglichst geringen Verlusten von hinten zu öffnen. So gelang es dieser Tage der Infanteriedivision „Großdeutschland“ in Zusammenarbeit mit „Tiger“-Panzern und einer ihr entgegenstehenden Infanteriedivision, starke feindliche Kräftegruppen aufzureiben. Dabei vernichtete oder erbeutete die Division wiederum viele Panzer und erhöhte damit die Zahl der von ihr seit dem 5. Juli im Kampfraum Bjalgorod vernichteten Sowjetpanzer auf 224 und die Zahl der erbeuteten Geschütze auf 132.

Den abgeschwächten feindlichen Gegenstößen im Raum von Bjalgorod stand an den Fronten Bialy und nördlich Orel bis an den Abschnitt Suchanitski hinaus verstärkte Angriffstätigkeit der Bolschewiken gegenüber. Mit großer Heftigkeit erneuerte der Feind seine Vorstöße und führte

zum Ausgleich für die am Vortage erlittenen Verluste frische Infanterie- und Panzerkräfte in den Kampf. In erbittertem Ringen machten aber unsere Truppen alle Versuche des Feindes zu nichts, an diesem Abschnitt die deutsche Front zu durchbrechen und damit unsere Angriffsfront im Raum von Bjalgorod auszugleichen. Die ohne Rücksicht auf Verluste vom Feind ins Gefecht gemorstenen Kräfte konnten zwar unter schweren Ausfällen vereinzelt Einbrüche erzielen, doch gingen unsere Truppen in sofortigen Gegenstößen die eingestochenen Sowjets auf. Durch Panzer, schwere Waffen und starke, von Jagdfliegern geführte Kampfflugzeuge geschwader unterstützt, gewinnt unser Gegenangriff unter heftigen Kämpfen gegen den sich haltenden Feind ständig an Boden. Tausende von Sowjetpanzern wurden vernichtet und starke Infanterieverbände im Abwehrfeuer oder im Nahkampf aufgerieben.

Erneut verlor der Feind im Kampfraum Bjalgorod—Orel 338 Panzer und sechs Flugzeuge. Damit stiegen die Gesamtverluste des Feindes bei den Angriffen und Abwehrkämpfen an den Fronten zwischen Bjalgorod und Suchanitski seit 5. Juli auf über 2800 Panzer und über 1600 Flugzeuge. Die Schlacht wird somit immer mehr zu einem schweren Aderlaß für die Sowjets.

In dem Protokoll des schweizerischen Bundesrates in London gegen die letzte Ueberfliegung der Schweiz bemerkt das „St. Galler Tagblatt“: „Weider kann man nicht behaupten, daß den zahlreichen bösartigen Protokollen eine große Wirkung beizulegen war. Immer wieder scheinen die militärischen Ermahnungen härter zu sein als politische Verpflichtungen und Rück-sichten.“

Verlag und Druck: Wiesbadener Zeitung Schneider u. Co., K.O., Verlagsleiter: Ludwig Allstadt. Hauptvertriebsleiter: Fritz Günther, stellv. Hauptvertriebsleiter und Chef vom Dienst: Karl Kreuter, alle Wiesbaden. — Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 1.

Der Himmelsstürmer

Von Leontine von Winterfeld-Platen

(13. Fortsetzung)

Leite meint er: Ich kann mich auch irren. Ohm Lukas. Das beste ist, Ihr fragt sie selber. Er steht an dem zweiten Fenster und hat aufmerksam auf die Straße hinuntergeleitet. Zeit fährt er sich herum. „Ich meine, da kommt mein Kralauer Freund Bartel Gertner. Er sagte gestern schon, daß er euch seine Aufmerksamkeit widmen wollte.“

„So führe ihn hier zu uns herein.“

Der Bischof lehnt sich ein wenig gelangweilt in seinem Stuhl zurück. Er ist müde von den vielen Festlichkeiten und aufregenden Tagen. Auch hat er heute morgen nicht so recht ausgeschlafen.

Es dauert nur wenige Minuten, da kommt Nikolaus mit Bartel Gertner durch die große Wohnküche ins düstere Herrenzimmer. Frau Barbara ist aufgestanden und heißt den jungen Gast willkommen. Erinnert sie sich seiner doch noch dunkel aus der Kralauer Zeit. Als Frau Barbara ihn auffordert, doch Platz zu nehmen, schüttelt er leicht den blonden Kopf und bleibt doch aufgerichtet mitten im Zimmer stehen.

„Ich möchte mich nicht setzen, liebe Frau, ich bin heute zu Euch gekommen. Und ich weiß nicht, ob Euer Sohn schon von dem großen und weitläufigen Handelsbau meines Vaters in Kralau erzählt hat? Auch wir Gertner sind von allem, deutschem Geschlecht, und unsere Ahnen haben einst mitgeholfen, Kralau zu gründen.“

Frau Barbara nickt ihm freundlich zu. „Doch, ich glaube, daß Nikolaus uns das schon einmal erzählt hat, Herr Bartholomäus.“

Der Bischof nickt ihr treuerbzig an. „Ich schide das nur voraus, Frau Barbara, weil ich heute mit einer großen Bitte zu Euch komme, der größten die ein Mann überhaupt tun kann.“

Nämlich der Bitte, daß Ihr mir Eure Tochter Katharina zum Weibe geben wollt, diemeist ich sie von ganzem Herzen liebe.“

Wäre plötzlich Feuer vom Himmel gefallen, so hätten Frau Barbara und Ohm Lukas nicht mehr erschrecken können.

Ohm Lukas sah sich zuerst und fragt mit leiser, gemessener Stimme:

„Wie kommt Ihr überhaupt zu solcher anmaßenden Forderung, junger Mensch?“

Bartel Gertners schöne Gestalt kräftigt sich. Seine blonden Haare streifen fast den rauchgeschwärzten Deckenbalken.

„Es ist darum, weil die Jungfrau Katharina Kovernikus und ich schon lange einig sind.“

Von Frau Barbaras blauen Lippen kommt ein lauter Ausruf des Schreckens.

Lukas hat sich ferngerade aufgerichtet. Seine Züge sind gemeldet, und sein Wimpernschlag verrät die ungeheure Erregung, die in ihm kocht. Er ist in seine Stimme:

„Man rufe mir augenblicklich Katharina her.“

Der junge Nikolaus ist schnell aus der Tür geeilt, um den Wunsch des Oheims zu erfüllen. Er leidet unlagbar und weht nicht, auf weissen Seite er sich stellen soll.

Katharina hat derweil unten in der Küche hantiert, ein leises inniges Lied auf den Lippen. Ihr ist froh und zuversichtlich heute zumute. Sie vertraut fest auf Bartels Wort und seine tüchtige, herrliche Art. Und sie vertraut auch auf ein gütliches Einsehen und Nachgeben der Eltern. Immer wieder schneit ihre Blicke zum Fenster, ob Bartel denn noch nicht kommt. Und schließlich hat sie seinen Schritt in der Geschäftshaus der morgendlichen Hausarbeit doch überhört und fährt sich zusammen, als Nikolaus sie ruft.

„Du möchtest mich zum Ohm ins Herrenzimmer kommen, Katharina. Bartel ist bei ihm und der Mutter.“

Mit fliegenden Händen reißt sie die Schürze vom dunklen Taafeld und streift sich noch einmal die blonden Haare glatt. Ihr Herz pocht in rasenden Schlägen, als sie die Treppe nach oben eilt.

Nikolaus ist still beiseite gegangen, hinüber in seine Kammer. Er möchte bei dieser Auseinandersetzung nicht zusehen sein, denn er fürchtet sich davor. Weib er doch, wie hart und eigenwillig Ohm Lukas sein kann. Und ist doch sein Bruder- und Freundesherz so ganz bei den Liebenden. So legt er sich sorgenvoll an seinen großen Holztisch, der mit Zeichnungen und Berechnungen bedeckt ist, und kühlt den Kopf leuchtend in beide Hände.

„Ach, daß die Menschen sich das Leben gegenseitig so schwer machen müßten! Wie wollen sie das! Immer will einer dies und der andere jenes. Und dadurch schaffen sie sich so großes und bitteres Herzleid. Da ist es schon besser, man bleibt nur den Wissenschaften und den Sternen treu und läßt das Dreckste. Es kommt doch nichts Rechtes dabei heraus.“

So überlegt er traurig und kinnrunzelnd, indes er auf irgendein Geldstück im Hause wartet. Und dann kommt es wieder wie lichte, schone Hoffnungen über ihn. „Ach, vielleicht wird doch noch alles gut, und man ruft ihn bald zur fröhlichen Verlobung!“

Unterdessen ist Katharina durch die große Wohnküche ins düstere Herrenzimmer getreten.

Als sie noch auf der Schwelle steht, überfliegt sie mit einem Blick die drei schweigenden, wartenden Menschen, fühlt instinktiv die Eisluft, die sich mit lähmender Gewalt auf alle Gemüter legen will.

Aber sie schüttelt alles Gemende von sich, richtet sich hoch und sagt freundlich:

„Ihr habt mich rufen lassen. Ohm Lukas?“

Durchdringend ruft sein Blick der schärferen, dunklen Augen des Bischofs auf dem Angesicht des Mädchens.

„Ist das wahr, Katharina, daß du mit diesem... Bartholomäus Gertner aus Kralau einig bist, daß ihr heimlich Beziehungen miteinander hattet und du dein Weib werden willst?“

Katharina steht nicht auf die blasse, gebeugte Mutter, die ihr liebende Blicke vom Fensterplatz herüberwirft, nicht in das davor, regungslos, lantige Gesicht des Ohm Lukas, in dessen Augen nichts anderes geschrieben steht als nur ein einziges, herrliches Befehlen.

Katharinas Augen sehen groß und blau und ernst auf das Sonnengebräunte, finstere Gesicht des Geliebten, der sich solchen Empfang doch nicht hatte träumen lassen.

Und mit klarer Stimme sagt sie laut:

„Ja, Ohm Lukas, das ist alles wahr; Bartel und ich haben uns lieb, und er begehrt mich zum Weibe.“

Es ist danach eine große Stille in dem kleinen Raum. Nur die Klammern im Kamin knistern leise und beglückend, als ginge sie dieser ganze Menschenkreis so gar nichts an.

Und in die kläbbernden Augen des jungen Bartel ist ein kaltes, frohes Aufleuchten gekommen, das nimmt alle Düsternis aus seinem herben, braunen Gesicht.

Wie Hammerschläge auf sprödes Metall fallen jetzt des Ohms Worte durch die bedrückende Stille:

„Ich verheirathe dein Benehmen nicht, Katharina! Wo du weißt, daß wir dich für den Michael Schweiniger bestimmten und mit diesem schon alles abgemacht war. Wo du weißt, daß deine Mutter und ich diese Verbindung mit dem alten, befreundeten Handelsbau wünschten und wollten! Da erbeist du dich, einfach hinter unseren Rücken unsern Willen zu trogen!“

Er macht eine Pause und preßt die schmalen Lippen noch schärfer zusammen.

Katharina, die immer noch hoch und steil an der Tür steht, hat beide Hände ineinandergeklammert. Ihre Augen gehen nicht zu dem harten Gesicht des Ohms; ihre Augen gehen weit aus dem Fenster, wo die Türme der Stadt im Morgenpauke sich der Sonne entgegenrecken. Und auch ihre Augen haben die verklärte Wintermorgenstimmung. Und ihre Stimme kommt wie aus weiten, verlorenen Fernen:

„Hat Gott uns nicht unsere Seelen gegeben, damit wir fühlen und lieben sollen... damit wir nicht wie tote Gegenstände hin- und hergeschoben und verachtet werden? Ich kann doch den Michael Schweiniger nimmer liebhaben und ehelichen! Ich habe das Euch und der Frau Mutter schon oft gesagt. Ohm Lukas, und ich bitte Euch von ganzem Herzen, ausst mich nicht mit solchen Dingen und habt ein Einsehen!“

(Fortsetzung folgt)

